

BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN

BAND 100 · 2021

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863.

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an das
Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Sie finden Band 1 (1863) bis Band 97 (2018) des Bremischen Jahrbuchs vollständig
im Internet unter:
<http://brema.suub.uni-bremen.de>

Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der
Historischen Gesellschaft Bremen,
die zum freien Bezug des Jahrbuchs berechtigt, nimmt
die Geschäftsstelle unter derselben Adresse und über
info@historische-bremen.de gerne entgegen.
Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 30,- Euro.

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen
für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Satz und Lithografie: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-92-8

Zum Heiligenberger Siegeltypar mit einer »Judensau«: Das Siegel eines Christen, nicht das eines Juden

Von Andreas Lehnertz und Markus J. Wenninger

Das zuletzt im Bremischen Jahrbuch 2020 veröffentlichte Siegeltypar mit der Darstellung einer »Judensau«¹ kann in vielerlei Hinsicht als »Sensationsfund«² bezeichnet werden. Es gibt zahlreiche Rätsel auf, die nach unserer Meinung noch nicht gelöst sind. Auch dieser Beitrag wird keine endgültigen Antworten bieten können. Wir sind aber überzeugt, dass die bisherige(n) Interpretation(en)³ des Typars in wesentlichen Punkten zu korrigieren sind. Hierzu zählt insbesondere unsere Auffassung, dass es sich *erstens* um das Typar eines Christen und nicht um das eines Juden handelt. Grund dafür ist nicht zuletzt der Bei- bzw. Familienname des Siegelführers Jakob, welcher eindeutig als »PIL« zu lesen ist, ein Name, der in dieser oder ähnlicher Form seit dem 13. Jahrhundert in der Region um Bremen mehrfach für Christen nachzuweisen ist. *Zweitens* datieren wir das Typar deutlich früher als dies bisher geschah, nämlich in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Bei den Gründen für die Wahl des Siegelbildes durch Jakob Pil schließlich können auch wir nur mutmaßen.

Der folgende Beitrag wird sich den genannten Punkten systematisch nähern. Zunächst beschreiben wir das Typar sowie seine Fundumstände und erläutern kurz, was gegen die bisherige Interpretation dieses schwierig zu deutenden Fundes spricht. Daraufhin widmen wir uns der zeitlichen Einordnung des Typars nach sphragistischen und paläographischen Kriterien, erläutern das Motiv sowie die möglichen Gründe für die Verwendung der »Judensau« und lassen Argumente für die Identität des Siegelführers Jakob Pil als Bremer Bürger und/oder Ministerialen des Bremer Umlandes folgen.

- 1 Konrad Elmhäuser, Ein Pfandleiher, sein Siegel und eine »Judensau« – Antijudaismus im spätmittelalterlichen Bremen, in: Brem.Jb. 99, 2020, S. 54–89. Wir danken Herrn Elmhäuser sehr herzlich für die Übermittlung von Fotografien und einem Abdruck des Typars sowie für sachliche Hinweise und die Bereitschaft, unseren Beitrag für das Brem.Jb. anzunehmen. Ganz besonders danken wir Toni Diederich für zahlreiche Hilfen, auch Hannah Teddy Schachter, Birgit Wiedl und Maria Stürzebecher für wertvolle Hinweise. Andreas Lehnertz dankt ferner der Martin Buber Society of Fellows an der Hebräischen Universität von Jerusalem, wo er derzeit eine PostDoc-Stelle hat.
- 2 So im Blog »Archivalia« mit entsprechenden Verlinkungen zu weiteren Beiträgen online via <https://archivalia.hypotheses.org/128625> (16.01.2021).
- 3 Der Plural bezieht sich darauf, dass die Interpretation des Typars in den bisherigen Veröffentlichungen erhebliche Unterschiede aufweist. So wurde es in einer ersten Einschätzung als »das kleine Siegel einer Jakobsbruderschaft zu

Beschreibung des Typars und seiner Fundumstände



Bei Ausgrabungen im gut 40 km südlich von Bremen gelegenen Heiligenberg unter Leitung von Simone Arnhold wurde im Jahr 2019 das spitzovale »Judensau«-Typar (s. Abb. 1) gefunden.⁴ Es wird heute im Kreismuseum Syke ausgestellt⁵ und besteht aus einer im Detail noch nicht genau bestimmten Kupferlegierung, wahrscheinlich Messing.⁶ Seine Maße sind 39 x 24 mm. Auf der Rückseite befindet sich am oberen Ende mittig ein Steg mit einer runden Öse, um das Typar an einem Band oder einer Kette um den Hals tragen zu können. Das ist auch ein Indikator für die Echtheit des Siegelstempels, da sich Fälscher keine Mühe mit der für die Besiegelung irrelevanten Rückseite eines Typars machen würden.⁷

Abb. 1: »Judensau«-Typar von Heiligenberg, Siegelseite; Sign.: Homfeld, NLD H, 2019-093 (Foto: W. Köhne-Wulf, NLD)

Bremen« bezeichnet (siehe Simone Arnhold, Die Ausgrabungen in Heiligenberg 2019. Weitere Untersuchungen im Umfeld des Prämonstratenserstifts, in: Fan Post 2020. Mitteilungen des Freundeskreises für Archäologie in Niedersachsen e.V., S. 30–41, hier S. 40), später als das Siegel eines jüdischen Pfandleihers (Konrad Elmshäuser, Ein Bremer Pfandleiher und sein Siegel: Die »Judensau« vom Heiligenberg, in: Heiligenberg – Ausgrabungen, Funde, Geschichte [Forum Gesseler Goldhort], hg. v. Simone Arnhold, Syke 2020, S. 109–130, sowie ders., Ein Pfandleiher [wie Anm. 1]).

4 Zu Grabungsberichten vgl. Arnhold, Ausgrabungen 2019 (wie Anm. 3); Heiligenberg – Ausgrabungen (wie Anm. 3); zum Kloster Heiligenberg siehe auch Söhnke Thalmann, Zur Frühgeschichte des Prämonstratenserstifts Heiligenberg in der Grafschaft Bruchhausen. Ein Annäherungsversuch, in: Oldenburger Jahrbuch 110, 2010, S. 11–29.

5 Signatur Homfeld, NLD H 2019-093.

6 Das Material wird in den bisherigen Berichten teilweise als Kupferlegierung (Arnhold, Ausgrabungen [wie Anm. 3], S. 40; Elmshäuser, Ein Pfandleiher [wie Anm. 1], S. 54 und 56), teilweise als Bronzelegierung (ebd., S. 55 und 57 zu Abb. 1 und 2) bezeichnet. Simone Arnhold vermutet Messing, weil die vorhandene Patina »untypisch für Bronze im trockenen Mileu« wäre (mit herzlichem Dank für diese Mitteilung). Zur genauen Bestimmung ist jedoch eine technische Analyse erforderlich. Vgl. etwa Werner Otto, Analysen mittelalterlicher Bronzen und Messinge; Teil I, in: Archäologie und Naturwissenschaften 1, 1977, S. 144–220; Teil II, in: Archäologie und Naturwissenschaften 2, 1981, S. 106–170; Otto Werner, Zusammensetzung neuzeitlicher Nachgüsse und Fälschungen mittelalterlicher Messinge und Bronzen, in: Berliner Beiträge zur Archäometrie 5, 1982, S. 11–35; Gabriel Meyer, Matthias Nuding, Markus Raquet und Roland Schewe, Als Replikat erkannt. Der Siegelstempel der Universität Heidelberg von 1386 im Germanischen Nationalmuseum, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 2013, S. 127–135; zur Röntgenfluoreszenz-Analyse ebd., S. 131.

7 Zu entsprechenden Kriterien siehe Toni Diederich, Siegelkunde. Beiträge zu ihrer Vertiefung und Weiterführung. Wien, Köln, Weimar 2012, S. 221–249.

Gefunden wurde das Typar nicht innerhalb eines Gebäudes, sondern im Umfeld der ehemaligen Klostergebäude, in abgelagertem Bauschutt, der auf Umbauarbeiten im späteren 14. Jahrhundert zurückgeht.⁸ Damit ist einerseits ein eindeutiger Terminus *ante quem* für die Entstehung des Typars gegeben, zum anderen ist der Schluss erlaubt, dass es zu einem unbekannten Zeitpunkt innerhalb der älteren Klostergebäude verloren ging oder so unglücklich in irgendeine Öffnung fiel – vielleicht in eine Spalte zwischen zwei Bodenbrettern –, dass es nicht mehr geborgen werden konnte und beim späteren Abbruch dieser Gebäude zusammen mit dem Bauschutt verlagert wurde.

Das Siegelbild (s. Abb. 2) zeigt, wie unten noch näher erläutert wird, trotz des künstlerisch etwas missglückten bären- oder hundeähnlichen Kopfes eindeutig ein Schwein ohne erkennbare Geschlechtsmerkmale, das vor einem glatten Hintergrund auf einem durch leichte Unebenheiten angedeuteten Erdboden steht. Hinter ihm kniet, optisch etwas in den Vordergrund gerückt,



ein am *pileus cornutus*, dem typischen »gehörnten Hut«, zu erkennender Jude. Dieser hält das Schwein am linken Hinterlauf, um dessen deutlich erkennbare Exkreme mit seinem Mund aufzufangen. Seine Füße ragen in den Raum der Umschrift hinein, was ihn nicht nur besonders plastisch erscheinen lässt, sondern auch eher ungewöhnlich ist.⁹ Die sich zwischen zwei Perltreihen befindende Umschrift ist eine Mischmajuskel ohne Abstände oder Trennungszeichen zwischen den einzelnen Wörtern und lautet: + SECRETVM IACOBI PIL BREMENSIS.¹⁰

Abb. 2: Siegelabguss vom »Judensau«-Typar (Foto: StAB)

- 8 Persönliche Mitteilung von Simone Arnhold an die Autoren; vgl. dazu Arnhold, Die Ausgrabungen (wie Anm. 3), S. 39; dies., Die Grabungskampagnen 2018 und 2019, in: Heiligenberg – Ausgrabungen (wie Anm. 3), S. 71–87, hier S. 80 f.
- 9 Vgl. aber z. B. das Rücksiegel Bischof Nikolaus' I. von Schleswig aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, in dem die Beine des knienden Bischofs in ähnlicher Art in das Schriftband ragen, siehe Die Zeit der Stauer. Geschichte – Kunst – Kultur. Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977, 5 Bde., Stuttgart 1977–1979, hier Bd. 3, Tafel LXIX, Abb. 97; zahlreich sind dagegen die zeitgenössischen Siegel, in denen Kopf und Füße von stehenden oder Kopf und Thronfuß von thronenden Personen oben und unten mittig in den Raum der Umschrift ragen; Vergleichbares gilt auch für viele Reitersiegel des Mittelalters.
- 10 Zum Terminus »Mischmajuskel« in Siegelumschriften vgl. etwa Isabelle Guerreau, Klerikersiegel der Diözesen Halberstadt, Hildesheim, Paderborn und Verden im Mittelalter (um 1000–1500), Hannover 2013, S. 205; Toni Diederich, Siegeldatierung nach der Schrift – Möglichkeiten und Grenzen, in: Herold-Jb. N.F. 20, 2015, S. 33–72, insbes. S. 55 und 68.

Nach einer ersten Lesung des Zunamens in der Umschrift als PIL¹¹ gibt die weitere bisherige Literatur die Lesung PIG an und interpretiert das als Abkürzung für PIG(NATORIS), was den Beruf des Siegelführers Jakob als Pfandleiher benennen würde.¹² Daraus wurde wiederum der Schluss gezogen, der Siegelführer Jakob sei ein Jude gewesen. In der weiteren Interpretation führte das Siegelbild mit dem eindeutig antijüdischen Motiv beinahe zwangsläufig zum Schluss, dass der (angebliche) jüdische Pfandleiher Jakob das Motiv der »Judensau« wie auch die Umschrift oktroyiert bekommen habe, wahrscheinlich vom antijüdischen Bremer Rat, weil ein Jude wohl kaum freiwillig dieses Motiv für das Siegelbild seines persönlichen Siegels gewählt hätte. Das ist aber schon allein deshalb unwahrscheinlich, weil ganz allgemein in Siegeln positive Repräsentationen eindeutig vorherrschen. Dass die Abkürzung PIG darüber hinaus das englische Wort für Schwein ergebe, sei möglicherweise durchaus beabsichtigt gewesen.¹³

Dagegen spricht zunächst, dass die in der älteren Literatur weit verbreitete Ansicht, Siegel von Juden oder Judengemeinden, die einen oder mehrere Judenhüte zeigen, seien den jüdischen Siegelführern aufgezwungen worden, heute nicht mehr haltbar ist.¹⁴ Darüber hinaus wirft eine Interpretation des Typars als das Siegel eines Christen namens Jakob Pil auch in anderen Belangen deutlich weniger Probleme auf, als wenn man in ihm einen Juden vermuten würde. Aus welchen Gründen auch immer dokumentierte und präsentierte dieser Jakob Pil seine antijüdische Einstellung in Form der »Judensau« in seinem persönlichen Siegel.

Aus dieser unserer Neuinterpretation resultieren freilich mehrere Fragen, etwa: Lässt sich ein Jakob Pil in Bremen oder in einem engen Verhältnis zu Bremen ausfindig machen? Warum wählte er das Motiv der »Judensau«? Was sagt dieses völlig außergewöhnliche Typar über die früheste Zeit der bürgerlichen oder kleinadeligen Siegelführung aus? Was über das Motiv der »Judensau«? Wir werden uns diesen Fragen im Verlauf dieses Beitrags systematisch nähern.

Datierung des Typars

Zunächst möchten wir unsere Beobachtungen für eine Datierung des Typars mithilfe einer Analyse von (1.) Form, (2.) Größe, (3.) Bild und (4.) Inschrift des Siegels erörtern. Alle vier Kriterien zusammen erlauben es, eine recht

11 Und zwar durch Elmshäuser in Arnhold, *Die Ausgrabungen 2019* (wie Anm. 3), S. 40, dort aber noch interpretiert als das »kleine Siegel der Jakobsbruderschaft zu Bremen, die die Pilgerfahrten zum Grab des Apostels Jakobus nach Santiago de Compostela in Galicien organisierte«.

12 Elmshäuser, *Ein Pfandleiher* (wie Anm. 1 und Anm. 3).

13 Elmshäuser, *Ein Pfandleiher* (wie Anm. 1), S. 64 f.

14 Zum Judenhut in Siegelbildern siehe Andreas Lehnertz, *Judensiegel im mittelalterlichen Reichsgebiet. Beglaubigungstätigkeit und Selbstrepräsentation von Jüdinnen und Juden*, 2 Bde. (Forschungen zur Geschichte der Juden A 30), Wiesbaden 2020, hier vor allem Bd. 1, S. 71–77.

genaue Datierung vorzunehmen, welche entscheidend für die Beantwortung der weiterführenden Fragen ist.

(1.) Form:

Die spitzovale Siegelform erfreute sich insbesondere bei geistlichen Personen und Institutionen großer Beliebtheit, taucht aber schon seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert auch bei weltlichen Siegelführern und Siegelführerinnen auf.¹⁵ Zu Siegeln von Bürgerinnen und Bürgern gibt es bisher erst wenige Studien; allerdings bieten die zur Verfügung stehenden Siegelwerke für das 13. Jahrhundert eine beachtlich große Zahl von Bürgersiegeln, die eine spitzovale Form aufweisen.¹⁶ Schon im 13. Jahrhundert, durchwegs dann seit dem 14., weist die große Masse der Bürgersiegel, insbesondere die der Schöffen,

15 Vgl. Wilhelm Ewald, *Siegelkunde* (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte Abt. IV), München u. a. 1914, S. 179–181; Erich Kittel, *Siegel* (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde 11), Braunschweig 1970, S. 187; Andrea Stieldorf, *Rheinische Frauensiegel. Zur rechtlichen und sozialen Stellung weltlicher Frauen im 13. und 14. Jahrhundert* (Rheinisches Archiv 142), Köln u. a. 1999, S. 61; Toni Diederich, *Imposant und interessant für die Siegelforschung – die Zülpicher Schöffensiegel von 1297 bis 1634*, in: *Neue Beiträge zur Geschichte Zülpichs. Von der Römerzeit bis zum Ende des Kurstaats* (Geschichte im Kreis Euskirchen 34, 2020), hg. v. Bernhard Wißmann, Weilerwist 2020, S. 119–134 (mit Tafeln 37–46), hier S. 123, Anm. 24 f.

16 Chronologisch lassen sich folgende, anhand von Abdrücken an Urkunden datierte Belege finden, deren Zahl auch erweitert werden könnte: der Kölner Bürger Wilhelm im Jahr 1226 (vgl. Toni Diederich, *Prolegomena zu einer neuen Siegel-Typologie*, in: *AfD* 29, 1983, S. 242–284, hier Taf. I, Nr. 1); Biggo Ymmenzoon im Jahr 1260 (vgl. *Corpus Sigillorum Neerlandicorum. De Nederlandsche zegels tot 1300*, Tekst. Platen, 2 Bde., bearb. von Hajo Burgmans und Klaas Heeringa, 's-Gravenhage 1937–1940, Nr. 729); Johan Ymmenzoon im Jahr 1260 (vgl. ebd., Nr. 973 – Johans Sohn führte dann schon ein rundes Siegel, das im Jahr 1292 unter ebd., Nr. 974 belegt ist!); Hendrik zoon van Nicolaas van Duvenee im Jahr 1260 (vgl. ebd., Nr. 828); Boudewijn Florszoon, Schöffe in Hulst, im Jahr 1269 (vgl. ebd., Nr. 764); Konrad *dictus* Vuz, Schöffe zu Kaiserswerth, im Jahr 1279 (vgl. Wolfgang Pagenstecher, *Burggrafen- und Schöffensiegel von Kaiserswerth*, in: *Düsseldorfer Jb.* 44, 1947, S. 117–154, hier S. 132, Abb. 6); Hendrik Braen, Schöffe von Bergen op Zoom, im Jahr 1287 (vgl. *Corpus Sigillorum Neerlandicorum* [wie oben], Nr. 766); Gijsbert van Ossendrecht im Jahr 1290/91 (vgl. ebd., Nr. 1114); Bernard van Breda im Jahr 1291 (vgl. ebd., Nr. 790); Gilles uit den Tuin, Schöffe von Aardenburg, im Jahr 1292 (ebd., Nr. 1265); Hendrik Bogaert, Schöffe von Osterwijk, im Jahr 1296 (ebd., Nr. 734); Gottfried de Campo, Schöffe zu Zülpich, im Jahr 1297 (vgl. Bernhard Wißmann, *Katalog der Zülpicher Hochgerichtsschöffen und ihrer Siegel – Biogramme, Siegelbeschreibungen und -abbildungen*, in: ders., *Neue Beiträge* [wie Anm. 15], S. 145, Nr. 1); Heinrich *dictus* Remplin, Schöffe zu Zülpich, im Jahr 1297 (vgl. ebd., Nr. 4); Johann de Juliaco, Schöffe zu Zülpich, im Jahr 1297 (vgl. ebd., Nr. 5); Gottfried filius Alberti, Schöffe zu Zülpich, im Jahr 1297 (vgl. ebd., Nr. 7); Arnoud zoon van Bernard van Breda im Jahr 1298 (vgl. *Corpus Sigillorum Neerlandicorum* [wie oben], Nr. 791).

eine runde Form auf.¹⁷ Im seit etwa 1250 einsetzenden Corpus der Regensburger Bürgersiegel – dabei handelt es sich um das bisher umfassendste Werk zu den Bürgersiegeln einer deutschen Stadt – existieren zwar vier spitzovale Siegel von Regensburger Bürgerinnen, allerdings gibt es keinen einzigen Beleg für ein spitzovales Siegel eines Bürgers.¹⁸ Besser steht es um die Literatur zu den Schöffensiegeln. Aber auch im 50 Siegel umfassenden und von 1253 bis 1300 reichenden Corpus der Maastrichter Schöffensiegel sind keine spitzovalen Formen belegt.¹⁹ Dasselbe gilt für das Corpus der 48 von 1269 bis 1443 datierenden Trierer Schöffensiegel,²⁰ für das 47 Siegel umfassende und von 1286 bis 1342 reichende Corpus der Duisburger Schöffensiegel,²¹ für die 15 Düsseldorfer Schöffensiegel aus der Zeit von 1305 bis 1395,²² und schließlich für die 291 von 1311 bis 1798 reichenden Aachener

- 17 Nur vereinzelt lassen sich auch andere Formen finden, etwa schildförmig, dreieckig oder sechseckig. Die Siegel von weltlichen bzw. adeligen Frauen und Bürgerinnen hingegen nutzten die spitzovale Siegelform auch im 14. Jahrhundert noch regelmäßig; vgl. Stieldorf, Frauensiegel (wie Anm. 15), S. 61; Claudia Feller, Frauensiegel im hochmittelalterlichen Österreich, in: Urkunden – Schriften – Lebensordnungen. Neue Beiträge zur Mediävistik. Vorträge der Jahrestagung des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung aus Anlass des 100. Geburtstags von Heinrich Fichtenau (1912–2000) (Wien, 13.–15. Dezember 2012), hg. v. Andreas Schwarcz und Katharina Kaska, Wien 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 63), S. 273–291.
- 18 Vgl. Peter Urbanek, Wappen und Siegel Regensburger Bürger und Bürgerinnen im Mittelalter (bis 1486): ein Katalog der Wappen und Siegel mit einer Untersuchung zum Siegelrecht und zum Wappen- und Siegelgebrauch (Regensburger Studien 7), Regensburg 2003. Ein von Urbanek als spitzoval bezeichnetes Bürgersiegel ist tatsächlich rund (vgl. ebd., S. 103, Siegel des Marquart Kölner). Die vier spitzovalen Siegel von Regensburger Bürgerinnen sind diejenigen von Irmgart Gumprecht in einem ersten Abdruck vom Jahr 1326 (vgl. ebd., S. 320), Agnes Straubinger in einem Abdruck vom Jahr 1341 (ebd., S. 328), Cäcilia Woller in einem Abdruck vom Jahr 1341 (ebd., S. 330) und Elisabeth Weintinger in einem ersten Abdruck vom Jahr 1349 (ebd., S. 329). Bedauerlicherweise beachtet Urbanek Jüdinnen und Juden, die in Regensburg ebenfalls Formen des Bürgerrechts besaßen, nicht. Doch auch von diesen ist in Regensburg kein spitzovales Siegel bekannt; vgl. Lehnertz, Judensiegel (wie Anm. 14), worin immerhin das spitzovale Siegel des Schaffhausener Juden Jakob vom Jahr 1343 belegt ist (vgl. ebd., Bd. 2, JS01, Nr. 41).
- 19 Vgl. Gerard H. A. Venner, Maastrichtse schepenzegels uit de dertiende eeuw, in: Achter de Minderbroeders. Opstellen over bijzondere stukken en voorwerpen van het Rijksarchief in Limburg, hg. v. dems., Régis de la Haye und J. H. M. M. van Hall (Publicaties Rijksarchief Limburg 4), Maastricht 1996, S. 155–177.
- 20 Vgl. Theresia Zimmer, Trierer Schöffen im Siegelbild vom 13. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, in: Jb. für westdeutsche Landesgeschichte 19, 1993, S. 189–204.
- 21 Vgl. Joseph Milz, Siegel und Wappen der alten Duisburger Schöffenfamilien im 13. und 14. Jahrhundert, in: Duisburger Forschungen 23, 1976, S. 12–22.
- 22 Vgl. Friedrich Küch, Die ältesten Düsseldorfer Schöffensiegel, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 9, 1895, S. 1–16.

Schöffensiegel.²³ Damit besitzen wir ein, wenn auch nicht für das gesamte Reichsgebiet, so doch für den Westen und Nordwesten des Reichs relativ aussagekräftiges und repräsentatives Corpus von Bürger- und Schöffensiegeln, das spitzovale Siegelformen für diese spezifische Gruppe von Siegelführern nur für das 13. Jahrhundert belegt.

Wir befinden uns mit dem 13. Jahrhundert auch in der Frühphase der bürgerlichen Siegelführung im Reichsgebiet mit dem frühesten Beleg für ein Bürgersiegel – und zwar spitzoval – in Köln vom Jahr 1226.²⁴ Nach 1300 aber dominieren eindeutig die Rundsiegel bei Bürgern und Schöffen, während spitzovale Bürgersiegel nach 1300 bisher nicht nachgewiesen werden konnten.²⁵

Daraus folgt als erstes Ergebnis, dass das »Judensau«-Typar aufgrund seiner spitzovalen Form mit hoher Wahrscheinlichkeit im 13. Jahrhundert entstanden ist. Das gilt jedenfalls unter der Voraussetzung, dass es sich um ein Bürgersiegel handelt, aber wahrscheinlich auch für den Fall, dass es einem Ministerialen gehört haben sollte – wofür es, wie unten noch zu erläutern ist, gewisse Anhaltspunkte gibt –, der gleichzeitig auch Bremer Bürger gewesen sein könnte.

(2.) Größe:

Aus den wenigen schon erwähnten Werken zu Bürger- und Schöffensiegeln des Reichsgebiets geht deutlich hervor, dass diese Siegel während des 14. Jahrhunderts in ihrer Größe signifikant abnehmen. So verkleinert sich etwa die durchschnittliche Höhe der schildförmigen Regensburger Bürgersiegel von 45 mm im 13. Jahrhundert auf 30 mm im 14. Jahrhundert.²⁶ Gleichzeitig ist das Typar Jakob Pils mit 39 x 24 mm für ein bürgerliches Siegel auffällig groß, was erneut für das 13. Jahrhundert und damit für die Frühzeit der bürgerlichen Siegelführung spricht, in der vieles noch nicht festgelegt war.²⁷ Die Bürgerinnen und Bürger orientierten sich in dieser Zeit an den Siegeln der schon länger siegelführenden Geistlichen und Adeligen. Sofern unsere noch zu erläuternde These von einem »bürgerlichen Ministerialensiegel« zutrifft, wäre eine entsprechend frühe Siegelführung umso plausibler.

23 Vgl. Luise Freiin von Coels von der Brügghen, Die Schöffen des Königlichen Stuhls von Aachen von der frühesten Zeit bis zur endgültigen Aufhebung der reichsstädtischen Verfassung 1798, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 50, 1928, S. 1–596.

24 Siehe dazu Anm. 16.

25 Eine Ausnahme mag das in Anm. 18 erwähnte Judensiegel sein, wobei hier nicht bekannt ist, ob der Siegelführer Bürgerstatus besaß.

26 Vgl. Urbanek, Wappen (wie Anm. 18), S. 36. Diese Beobachtung gilt auch für andere Siegelführergruppen. Zum Niederadel vgl. Wolfhard Vahl, Fränkische Rittersiegel. Eine sphragistisch-prosopographische Studie über den fränkischen Niederadel zwischen Regnitz, Pegnitz und Obermain im 13. und 14. Jahrhundert, 2 Bde. (Veröffentlichung der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 9/44), Neustadt a. d. Aisch 1997, Bd. 1, S. 42, der eine deutliche Verkleinerung der Siegel ab dem Jahr 1310 verzeichnet.

27 Vgl. hierzu Diederich, Siegelkunde (wie Anm. 7), S. 142 f.

(3.) Bild:

Die Darstellung des Schweins erlaubt keine nähere zeitliche Einordnung des Siegels. Hausschweine hatten im Mittelalter ganz allgemein noch eine relativ große Ähnlichkeit mit Wildschweinen: Sie waren relativ schlank und hochbeinig und am ganzen Körper behaart, hatten insbesondere vom Nacken über den gesamten Rücken bis zum Schwanz einen Borstenkamm, und entsprechen damit abgesehen vom nicht sehr schweineähnlichen Kopf recht genau dem hier dargestellten Tier. Nach Ausweis entsprechender Bilder zeigen sich zwar teilweise schon im Spätmittelalter Merkmale, die in die Richtung moderner Hausschweine weisen, wie ein niedrigerer und gestreckter Körperbau, eine Abnahme der Behaarung gegenüber einer Zunahme an Speck und Hängeohren,²⁸ aber noch Bilder des 16. Jahrhunderts zeigen gelegentlich denselben Typus Schwein wie er auf dem »Judensau«-Typar zu sehen ist.²⁹

Anders sieht es mit der Kleidung und insbesondere mit dem Hut des hinter dem Schwein knienden Juden aus. Der sogenannte Judenhut oder *pileus cornutus* (»gehörnter Hut«) war ein aus älteren Kopfbedeckungen entwickelter spezifisch geformter Hut, der von den jüdischen Männern des aschkenasischen Raums (England, Nordfrankreich, Norditalien, Deutschland und die östlich angrenzenden Gebiete) vom 11. Jahrhundert bis ins 14. oder 15. Jahrhundert getragen und in dieser Zeit sowie in diesem Raum auch – unabhängig von der Frage, ob die betreffenden Juden in der jeweiligen Situation tatsächlich einen Judenhut getragen hatten oder nicht – zur Kennzeichnung von männlichen Juden in bildlichen Darstellungen verwendet wurde.³⁰ Diese Kennzeichnung war ursprünglich neutral, also ohne pejorative Konnotation.³¹ In

28 Vgl. z.B. die Schweine links vorne auf dem Bild von Jörg Breu d. Ä. »Salzstreuung des hl. Bernhard für Haustiere« (Flügelaltar in der Stiftskirche von Zwettl, Niederösterreich, um 1500, <https://realonline.imareal.sbg.ac.at/detail/nr-000405/> [18.07.2021]).

29 Vgl. z.B. <https://realonline.imareal.sbg.ac.at/detail/nr-000952/> (Votivbild von 1513 in der Pfarrkirche von Großmain, Salzburg [18.07.2021]); die Beispiele lassen sich beinahe beliebig vermehren.

30 Vor allem in der englischsprachigen Literatur gibt es eine Tendenz, den Judenhut weniger als real getragenes Kleidungsstück als vor allem als Marker für Juden in diversen – christlichen wie jüdischen – Bilddarstellungen zu sehen, siehe dazu Birgit Wiedl, *Jews and Anti-Jewish Fantasies in Christian Imagination in the Middle Ages*, in: Albrecht Classen (Hg.), *Imagination and Fantasy in the Middle Ages and Early Modern Time. Projections, Dreams, Monsters, and Illusions*, Berlin/Boston 2020 (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 24), S. 573–606.

31 Der aktuelle Forschungsstand und weitere Literatur zum Judenhut bei Lehnertz, *Judensiegel* (wie Anm. 14), hier Bd. 1, S. 71–77; Markus J. Wenninger, *Von fideles nostri [...] Iudaei zu Jud! Der soziale Abstieg des deutschen Judentums im späteren Mittelalter am Beispiel ausgewählter Problembereiche*, in: Kurt Andermann und Gustav Pfeiffer (Hg.), *Soziale Mobilität in der Vormoderne. Historische Perspektiven auf ein zeitloses Thema. Akten der internationalen Tagung Brixen, Bischöfliche Hofburg und Priesterseminar 11. bis 14. September 2019*, Innsbruck 2020 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 48),

durchaus anachronistischer Art wurden deshalb oft auch Propheten, alttestamentarische Juden, Juden der Zeit Jesu und manchmal sogar Jesus selbst (in der Emmaus-Szene, in der er sich zunächst unerkannt als Jude unter Juden bewegt) mit einem Judenhut dargestellt,³² gelegentlich auch Heilige, vor allem Josef. Sehr ungewöhnlich ist diesbezüglich das im Jahr 1300 erstmals belegte erste Siegel der Stadt Toul, das die Steinigung des hl. Stephanus zeigt. Bei diesem wegen der weiten Verehrung des Stephanus oft ins Bild gesetzten Thema wird häufig die gemäß der Bibel (Apg 6,8–7,60) jüdische Identität der Steinigenden betont. Auf dem ersten Siegel von Toul trägt aber, möglicherweise als singuläres Beispiel, Stephanus einen Judenhut, der ihn steinigende Jude (in diesem Bild ist es nur einer) dagegen anscheinend nicht.³³ Auf dem zweiten Siegel ist dann die übliche Bekleidungsordnung wieder hergestellt.³⁴

Wie alle Kleidungsstücke durchlief auch der Judenhut verschiedene modebedingte Entwicklungsstufen, und auch mit regionalen Unterschieden ist zu rechnen. Eine genauere Aufarbeitung der verschiedenen Formen und ihrer Entwicklung ist zwar noch ein Desiderat der Forschung, aber die wesentlichen Entwicklungslinien können doch gezeichnet werden. So zeigt sich, dass die im 11. Jahrhundert noch eher rundlichen Kappen der Juden, wie sie in den Prophetenfenstern des Augsburger Doms zu sehen sind, im 12. Jahrhundert am Scheitel zunehmend spitzer werden, während sie am unteren Ende häufig eine zunächst noch schmale, dann aber breiter werdende Krempe erhalten. Typisch für diese Entwicklung sind die Hüte der im Kreuzigungsbild des Bremer Lombardus-Psalters aus dem Jahr 1166 – der allerdings nicht in Deutschland, sondern in Nordfrankreich oder England hergestellt wurde – zahlreich dargestellten Juden.³⁵

S. 145–171, hier S. 147 und 165 f.; siehe auch Heinz Schreckenberg, *Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte* (11.–13. Jh.). Mit einer Ikonographie des Judenthemas bis zum 4. Laterankonzil (Europäische Hochschulschriften XXIII, 335), Frankfurt am Main u. a. 1988, S. 629–635 (»Zur Vorgeschichte des mittelalterlichen Judenhutes«).

32 Vgl. etwa die Emmaus-Szene, in der nicht nur die beiden Jünger, sondern auch Jesus einen Judenhut tragen, im sogenannten Psalter Ludwigs des Heiligen der Universitätsbibliothek Leiden, fol. 27^r (<https://digitalcollections.universiteit.leiden.nl/view/item/1611833> [18.07.2021]); der Psalter war zwar später im Besitz Ludwigs, wurde aber schon in den 1190er Jahren in England hergestellt.

33 Das Siegel ist leider nicht optimal erhalten; ein Schatten, der um den Kopf des Juden zu sehen ist, könnte der Rest der Krempe eines Judenhuts sein. Zum Siegel vgl. Manfred Groten, *Vom Bild zum Zeichen. Die Entstehung korporativer Siegel im Kontext der gesellschaftlichen und intellektuellen Entwicklungen des Hochmittelalters*, in: Markus Späth (Hg.) und Saskia Hennig von Lange (Bearb.), *Die Bildlichkeit korporativer Siegel im Mittelalter. Kunstgeschichte und Geschichte im Gespräch* (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst 1), Köln u. a. 2009, S. 65–88, hier S. 82 f. (mit Abb. 5), und <http://www.sigilla.org/sceau-type/toul-premier-sceau-80440> (18.07.2021).

34 Siehe <http://www.sigilla.org/sceau-type/toul-deuxieme-sceau-80442> (19.07.2021).

35 Siehe die Abb. 5 bei Elmshäuser, *Ein Pfandleiher* (wie Anm. 1), S. 79.



Abb. 3: Juden aus der Reihe der Verdammten am ehemaligen Westlettner im Mainzer Dom, um 1239; jetzt Dommuseum, Inv.-Nr. PS 00091 (Foto: M. J. Wenninger)

Der genannte Trend verstärkte sich in den folgenden Jahrzehnten, sodass noch im 12. Jahrhundert die in weiterer Folge typische, wenn auch in vielen Variationen vorkommende Form mit dem namengebenden Horn auf dem Scheitel und einer mehrheitlich flachen und breiten, manchmal aber auch fehlenden Krempe erreicht wurde (s. Abb. 3). Die häufigste Form des Judenhuts im 13. Jahrhundert entsprach jener, wie sie auf einigen der um 1250 angefertigten Glasfenster der Stiftskirche Bücken zu sehen ist. Der Hut des dort im Bild von der Gefangennahme Jesu gezeigten bewaffneten jüdischen Knechts³⁶ kommt mit seiner etwas aufgebogenen Krempe und dem Horn der Form des Judenhuts auf dem Heiligenberger Siegeltypar schon recht nahe. Auch die etwa knielangen, langärmligen und kittelartigen Obergewänder der beiden Juden auf dem Glasfenster und dem Siegel entsprechen sich recht gut. Für eine sichere Datierung reichen diese Ähnlichkeiten allerdings nicht.

36 Abgebildet bei Elmshäuser, Ein Pfandleiher (wie Anm. 1), S. 78, Abb. 4.

Denn obwohl im 14. Jahrhundert die Judenhüte überwiegend jene kegelähnliche Form annahmen, die sich im Bückener Glasfenster schon andeutet, und überdies dem Horn des Hutes meistens ein Knauf aufgesetzt wurde, kamen daneben auch die alten runden Formen noch lange vor. Das ist an der etwa 1325–1330 im alemannischen Raum entstandenen ältesten Bilderhandschrift des *Speculum humanae salvationis*³⁷ gut zu demonstrieren: Fol. 24^v zeigt zwei Bilder von der Dornenkrönung und Verspottung Jesu mit zahlreichen Juden (siehe Abb. 4). Die Mehrzahl von ihnen trägt verschiedene Varianten der alten runden Form des Judenhuts, daneben ist aber auch die jüngere geschweifte Kegelform zu sehen (zweiter von links). Weitere Bilder im Codex zeigen zu dieser Zeit moderne Formen des Judenhuts mit Knauf auf dem Horn.³⁸ Der Judenhut des Typars weist damit tendenziell zwar in das 13. Jahrhundert, kann aber zumindest für das erste Drittel des 14. Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden. Dasselbe gilt für das Obergewand des Juden auf dem Typar, das in sehr ähnlicher Form noch von den Juden des *Speculum humanae salvationis* getragen wird.



Abb. 4: *Speculum humanae salvationis*, ca. 1325–1330: Juden mit Judenhut bei der Dornenkrönung und Verspottung Jesu, Stiftsbibliothek Kremsmünster, Cod. Cremifan. 243, fol. 24^v (s. Anm. 37)

Auch die auf den Wangen des Bremer Chorgestühls dargestellten Juden, insbesondere die an der Steinigung des hl. Stephanus beteiligten³⁹, zeigen, dass sich alte Judenhutformen sogar bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fortsetzen konnten. Deutliche Unterschiede gibt es allerdings doch: Die Hüte der steinigenden Juden haben keine Krempe, jene auf den anderen

37 Heute als Codex Cremifanensis 243 in der Stiftsbibliothek Kremsmünster; Faksimile-Ausgabe Graz 1972 (Codices Selecti 32), in verkleinertem Format Graz 1997 (Glanzlichter der Buchkunst 7).

38 Z. B. fol. 11^v, 21^v, 22^r, 35^r, 36^v und öfter.

39 Siehe Elmshäuser, Ein Pfandleiher (wie Anm. 1), S. 85, Abb. 8.

Chorges wurden, nur durch diese große der Realität ein altes zumindest keine Ju

(4.) Insc Die beiden, die bedeutend Auch die Frühzeit wurden wendun oder – lich ger der Um: sehr frü Hälfte c Jahrhu

Sekre führers waren : siegel v zu den Beobac

40 Ebd. und Eurc und

41 Vgl. in: A (wie

42 Vgl. schr dipl hg. v gelu gesc

43 Im S cher insg

44 Vgl. tion 459-

Chorgestühlwangen, die offensichtlich von einem anderen Künstler gefertigt wurden, ähneln sehr viel mehr Helmen in der Art von Eisenhauben und sind nur durch das aufgesetzte Horn als Judenhüte kenntlich.⁴⁰ Im Hinblick auf diese großen Unterschiede stellt sich freilich die Frage, ob die Künstler aus der Realität ihrer Lebenswelt überhaupt Judenhüte kannten oder nicht nur ein altes Stereotyp zur Kenntlichmachung der Juden verwendeten, während zumindest in ihrer norddeutschen Umgebung zu dieser Zeit tatsächlich gar keine Judenhüte (mehr?) getragen wurden.

(4.) Inschrift:

Die beiden kräftig ausgeführten Perlreihen, welche die Umschrift einrahmen, bieten keine Möglichkeit für eine Datierung.⁴¹ Das als *invocatio dei* zu deutende Kreuz hingegen entspricht ganz der Mode der Zeit um 1240/50.⁴² Auch die fehlende Trennung der Wörter in der Umschrift deutet auf die Frühzeit der bürgerlichen Siegelführung hin: Einzelne Wörter der Umschrift wurden schon relativ bald entweder durch kleine Abstände, durch die Verwendung von Punkten in der Mitte der Zeile (·), durch Doppelpunkte (:) oder – auch schon im 13. Jahrhundert – durch Dreifachpunkte (: :) kenntlich gemacht.⁴³ Die altertümliche Verfahrensweise ohne Distinktionen in der Umschrift des Heiligenberger Siegels ist deshalb ein Argument für eine sehr frühe Entstehung des Typars, also eher in der ersten als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Eine Umschrift ohne Worttrennung wäre im 14. Jahrhundert jedenfalls ganz unzeitgemäß.

Sekretsiegel wurden vor allem als Rücksiegel zum Hauptsiegel des Siegelführers benutzt, verschiedentlich aber auch selbständig.⁴⁴ Als Rücksiegel waren sie meistens kleiner als Hauptsiegel; die Bezeichnung als Sekretsiegel weist daher erneut auf seine außergewöhnliche Größe hin, die nicht zu den Bürgersiegeln des 14. und 15. Jahrhunderts passt. Ferner stimmen die Beobachtungen der sphragistischen Forschungen zum Sekretsiegel mit einer

40 Ebd., S. 81 f., Abb. 6 und 7. Zu verschiedenen Formen des Judenhuts im 12. und 13. Jahrhunderts siehe auch Heinz Schreckenberg, *Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas*, Göttingen 1996, S. 79–89, zu Formen des 14. und 15. Jahrhunderts ebd., S. 89–121.

41 Vgl. Harald Drös, *Siegelepigraphik im Umfeld des ältesten Kölner Stadtsiegels*, in: *AfD* 39, 1993, S. 149–200, hier S. 156–158, 161 f.; Diederich, *Siegeldatierung* (wie Anm. 10), hier S. 64 f. mit Anm. 145.

42 Vgl. Toni Diederich, *Zur Bedeutung des Kreuzes am Anfang von Siegelumschriften*, in: *Graphische Symbole in mittelalterlichen Urkunden. Beiträge zur diplomatischen Semiotik (Historische Hilfswissenschaften [Sigmaringen] 3)*, hg. v. Peter Rück, Sigmaringen 1996, S. 157–166. Für Juden sind Kreuze in Siegelumschriften selbstverständlich nicht üblich, können aber nicht völlig ausgeschlossen werden, vgl. Lehnertz, *Judensiegel* (wie Anm. 14), S. 51.

43 Im Spätmittelalter wurden ferner kleine Kreuzchen, Rosetten oder andere Zeichen zur Absetzung der einzelnen Wörter in der Umschrift benutzt. Vgl. hierzu insgesamt Vahl, *Rittersiegel 1* (wie Anm. 26), S. 198–210.

44 Vgl. Toni Diederich, *Geschäftssiegel. Untersuchungen zur Verbreitung, Funktion und Bedeutung des Sigillum ad causas im Rheinland*, in: *AfD* 21, 1975, S. 459–498, hier S. 487 f.

Verwendung des Typars im 13. Jahrhundert überein.⁴⁵ Solche Sekretsiegel sind mit dem einleitenden Wort SECRETVM und nachfolgender Namensnennung etwa beim Adel im deutschen Nordwesten seit 1203 und über das ganze 13. Jahrhundert hinweg verbreitet. Für Geistliche sind sie in dieser Zeit seltener belegt.⁴⁶ Wichtig ist, dass spitzovale Sekretsiegel für das 13. Jahrhundert mehrfach überliefert sind. Damit gab es seit dem frühen 13. Jahrhundert durchaus Vorbilder für das Sekretsiegel Jakob Pils. Es gibt ferner wenig Zweifel daran, dass das Heiligenberger Sekretsiegel als selbständiges Siegel konzipiert und verwendet wurde. Wäre es lediglich als Gegenseiegel – solche gibt es auch bei Bürgern gelegentlich⁴⁷ – geschaffen worden, so hätte das entsprechende Hauptsiegel nochmal deutlich größer sein müssen, was sehr unwahrscheinlich ist.

Abkürzungen weist die Siegelinschrift keine auf. Dass das richtig als PIL zu lesende Wort keine Abkürzung für PIG(NERATORIS) ist, geht aus mehreren Beobachtungen hervor, vor allem daraus, dass es sich bei dem dritten Buchstaben um ein L und nicht um ein G handelt. Außerdem wären, wenn man in der Umschrift Kürzungen hätte vornehmen wollen, vorrangig andere Wörter gekürzt worden;⁴⁸ offenbar war aber genug Raum für das Ausschreiben aller Wörter in der Siegelumschrift vorhanden.

Als sicherste Methode zur Datierung des Typars aber gilt der paläographische Vergleich. Hierfür existieren sehr gute Vorarbeiten nicht nur für die allgemeine Epigraphik,⁴⁹ sondern auch explizit für die Siegel-

45 Vgl. Kittel, Siegel (wie Anm. 15), S. 145–156; ders., Siegelstudien. I. Briefverschlusssiegel, Rücksiegel, Sekrete, in: AfD 5–6, 1959–1960, S. 430–478, hier S. 430–440.

46 Vgl. etwa das selbständig, also nicht als Rücksiegel genutzte, spitzovale Sekretsiegel Christians, Kanonikers zu St. Maria in Utrecht, in einem Abdruck vom Jahr 1265 mit einer Größe von ca. 36 x 22 mm (Corpus Sigillorum Neerlandicorum [wie Anm. 16], Nr. 208).

47 Für ein frühes Beispiel vgl. Urbanek, Wappen (wie Anm. 18), S. 62 (Hainrich von Auwe, Abdruck von 1272), S. 121.

48 Nämlich anstelle des auf Siegeln völlig unüblichen Wortes PIG(NERATORIS) zweifellos eher das gut bekannte SECRETVM – und zwar als SECRET(VM), SECRETV(M) oder gar als S(ECTETVM), wie mehrfach belegt – oder der Ort BREMENSIS – etwa als BREMEN(SIS) oder BREM(ENSIS); PIG aber erscheint für Adressaten des Siegels, selbst mit Hinweis auf einen Zusammenhang mit dem Bildprogramm des Schweins, ungleich schwerer zu verstehen und wäre, wenn überhaupt, wohl zumindest als PIGN(ERATORIS) oder eher PIGNER(ATORIS) abgekürzt worden. Außerdem existieren in der Siegelumschrift keine Abkürzungszeichen, wie sie etwa bei S'(IGILLVM) (findet sich z.B. auf dem Siegel des 1261 in einem Abdruck belegten Siegel des Bremer Bürgers Heinrich Doneldey; vgl. Andreas Röpcke, Die ältesten Bremer Bürgersiegel, in: Brem. Jb. 57, 1979, S. 9–14) oder SIGILLV(M) und anderen Wörtern tausendfach nachgewiesen sind und auch hier mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden können.

49 Vgl. etwa Rudolf M. Kloos, Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Die Kunstwissenschaft), Darmstadt 1980; Walter Koch, Inschriftenpaläographie des abendländischen Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bd. 1: Früh- und Hochmittelalter, Wien 2007.

siegel
nens-
er das
dieser
Jahr-
Jahr-
erner
diges
egel –
hätte
was

ls PIL
meh-
ritten
wenn
ndere
chrei-

aläo-
it nur
egel-

chluß-
)-440.
le Se-
druck
erlan-

ch von

ORIS)
(VM);
er Ort
cheint
ig mit
wäre,
ER(A-
keine
f dem
inrich
m. Jb.
nach-
erden

s und
h, In-
Neu-

kunde.⁵⁰ Die Schrift des »Judensau«-Typars ist, wie schon erwähnt, als Mischmajuskel zu bezeichnen.⁵¹ Da sich die Entwicklung der Schrift auf den Siegeln im Reichsgebiet im Wesentlichen gleichmäßig entwickelt hat, können die Ergebnisse entsprechender sphragistisch-epigraphischer Studien gut zur Datierung des von uns diskutierten Typars herangezogen werden. So deutet der Schriftduktus auf die späte Stauferzeit hin: Das unziale E (viermal im Heiligenberger Typar), war – sogar mit leicht geschwungenem Abschlussstrich – zu dieser Zeit schon seit Jahrzehnten etabliert.⁵² Gerade in Bezug auf das E lohnt

sich übrigens auch ein Vergleich mit dem ersten Siegel der Stadt Bremen von etwa 1230.⁵³ Denn während die ersten drei E des Heiligenberger Typars eine relativ gerundete Form zeigen, ist das vierte, also das zweite E in BREMENSIS, deutlich eckiger ausgeführt. Dafür scheint das Stadtsiegel Vorbild gewesen zu sein, denn in dessen Umschrift sind im Wort BREMENSIS die beiden E ebenfalls ungleich gestaltet. Die Unterschiede – zuerst ein fast kreisförmig rundes E etwa in der Form eines modernen G, dann ein sehr eckiges, sind dort sogar in beide Richtungen noch deutlich stärker ausgeprägt (s. Abb. 5).



Abb. 5: Erstes Siegel der Stadt Bremen aus der Zeit um 1230, Abguss (Foto: StAB)

50 Vgl. Diederich, Siegeldatierung (wie Anm. 10), S. 33–72 (mit weiterer Literatur); Drös, Siegelepigraphik (wie Anm. 41).

51 Die Mischung geht so weit, dass sowohl kapitales wie auch unziales E, H, M, N und T in ein und derselben Inschrift vorkommen können. Dies erlaubte dem Siegelstecher, unter Berücksichtigung des für die Siegelinschrift zur Verfügung stehenden Raums die Buchstabenformen frei zu wählen; vgl. Diederich, Siegeldatierung (wie Anm. 10), S. 46.

52 Vgl. Rainer Kahsnitz, Siegel und Goldbulln, in: Die Zeit der Staufer (wie Anm. 9), hier Bd. 1, S. 64 f., Nr. 96, mit Abb. Bd. 3, Tafel LXV, Nr. 91: Siegel des Abts Siegfried von Hersfeld vom Jahr 1180; Bd. 1, S. 65 f., Nr. 98, mit Abb. Bd. 3, Tafel VXXVII, Nr. 93: Siegel des Erzbischofs Johann I. von Trier vom Jahr 1190.

53 Abbildung in: Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Franzosenzeit (1810), erw. und verb. Aufl. Bremen 1995, S. 48.

Das unziale M in seiner charakteristischen Form, bestehend aus einem geschlossenen Bogen (in Form eines O) links und einem angehängten offenen runden Bogen mit nach rechts abgebogenem Ende (in Form eines Fragezeichens ohne Punkt) ist im Reichsgebiet schon im Siegel König Ottos IV. von 1198 belegt.⁵⁴ Für die Datierung aber ist wichtig, dass es daneben noch zwei andere unziale Formen des M gibt, nämlich das symmetrisch aufgebaute M mit Bögen links und rechts, in einer Form unten offen, in der anderen unten mit Abschlussstrich geschlossen. Die letztgenannten Formen kommen beide in dem Siegel der Stadt Blankenberg vor, das ziemlich genau auf 1245/1246

54 Vgl. Kahsnitz, Siegel und Goldbullen (wie Anm. 52), Bd. 1, S. 25 f., Nr. 36, mit Abb. Bd. 3, Tafel X, Nr. 10. In Frankreich ist es schon in dem ab 1137 geführten Siegel König Ludwigs VII. (1137–1180) belegt (vgl. Martine Dalas-Garrigues, *Corpus des sceaux français du Moyen Âge*, Bd. 2: *Les sceaux des rois et de égence*, Paris 1991, S. 146). Zahlreiche weitere Beispiele häufen sich seit etwa 1220, so etwa das Siegel der Abtei St. Eucharius und Matthias in Trier um 1219 (vgl. Kahsnitz, Siegel und Goldbullen [wie Anm. 52], Bd. 1, S. 76 f., Nr. 114, mit Abb. Bd. 2, Nr. 44); das Siegel der Stadt Halberstadt vor 1223 (vgl. ebd., Bd. 1, S. 90 f., Nr. 136, mit Abb. Bd. 2, Nr. 65); das Siegel der Stadt Mühlhausen (Thür.) vor 1231 (vgl. ebd., Bd. 1, S. 92, Nr. 138, mit Abb. Bd. 2, Nr. 67); das zweite Siegel der Stadt Speyer zwischen 1212 und 1231 (vgl. ebd., Bd. 1, S. 93 f., Nr. 140, mit Abb. Bd. 2, Nr. 69); das Siegel der Stadt Doetinchem (NL) vom Jahr 1228 (vgl. *Corpus Sigillorum Neerlandicorum* [wie Anm. 16], Nr. 583, mit Beleg von 1236; Toni Diederich, *Rheinische Städtesiegel* [Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Jb. 1984/85], S. 238, mit Abb. 47, mit Beleg von 1228); das zweite Siegel der Stadt Boppard zwischen 1228 und 1234 (vgl. Kahsnitz, Siegel und Goldbullen [wie Anm. 52], Bd. 1, S. 95, Nr. 142, mit Abb. Bd. 2, Nr. 71); das Siegel der Stadt Recklinghausen, bald nach 1236, jedoch erst 1253 erstmals belegt (vgl. Julia König, *Das mittelalterliche Siegel Recklinghausens im Kontext früherer rheinisch-westfälischer Städtesiegel*, in: *Vestischer Kalender* 77, 2006, S. 177–122, hier S. 120, mit Abb.); das Siegel der Stadt Essen, kurz vor 1244 (vgl. Rainer Kahsnitz, *Das große Essener Stadtsiegel im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg*, in: *Das Münster am Hellweg* 23, 1970, S. 25–42, hier S. 35; Diederich, *Rheinische Städtesiegel* [wie oben], S. 232); das Siegel der Stadt Konstanz von 1246 (vgl. Volker Steck, *Das Siegelwesen der südwestdeutschen Reichsstädte im Mittelalter*, Esslingen 1994, S. 70, mit Abb. 63); das Sekretsiegel Wilhelms von Dampierre vom Jahr 1248 (vgl. René Laurent, *Les sceaux des princes territoriaux Belges du X^e siècle à 1481*, Tome 2, Bruxelles 1993, Taf. 35, Nr. 43); das Siegel der Schleswiger Knutsgilde, um die Mitte 13. Jahrhunderts (vgl. Kahsnitz, Siegel und Goldbullen [wie Anm. 52], Bd. 1, S. 104, Nr. 157, mit Abb. Bd. 2, Nr. 87); das Siegel der Stadt Rottweil von vor 1280, mit urkundlicher Ersterwähnung schon vor 1251 (vgl. ebd., Bd. 1, S. 99, Nr. 149, mit Abb. Bd. 2, Nr. 78); das zweite Siegel der Stadt Bingen, 1253 erstmals belegt (vgl. Diederich, *Rheinische Städtesiegel* [wie oben], S. 180–183, mit Abb. 16); das Siegel der Stadt Wismar von vor 1256 (vgl. Heino Wiechell, *Das Schiff auf Siegeln des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit*, Lübeck 1971, S. 36, Abb. 29); das Siegel Wilhelms von Aichach, Ministeriale des Hochstiftes Brixen vom Jahr 1256 (vgl. Siegel und Macht. *Mittelalterliche Siegel aus dem Staatsarchiv Bozen* [Ausstellungskatalog], Bozen 2002, S. 94 f., mit Abb.); das Siegel der Stadt Prag von 1264 (vgl. Jarmila Krejčíková, *Introduction à la sigillographie tchèque. Les premiers siècles du sceau en Bohême*, in: *AfD* 39, 1993, S. 79).

datiert werden kann.⁵⁵ Dieses charakteristische unziale M kommt im Heiligenberger Siegel zweimal vor, allerdings in zwei deutlich unterscheidbaren Varianten. Während beim M im Wort SECRETVM der rechte (offene) Bogen oben auf gleicher Höhe mit dem linken (geschlossenen) Bogen abschließt, aber unten ein wenig tiefer gezogen ist, ist beim M im Wort BREMENSIS der gesamte rechte Bogen gegenüber dem linken, der sich in das Zweilinienschema der Umschrift gut einfügt, deutlich höhergestellt (s. oben Abb. 2).

Besonders auffällig im Siegel Jakob Pils ist die im Verhältnis zum Raum des Bildfeldes recht große und zugleich kräftige, ja geradezu massige Umschrift. Sie erhält damit ein optisches Gewicht, das in dieser Weise nicht oft anzutreffen ist. Die Hauptbestandteile der Buchstaben, d.h. Schäfte, Balken und Bögen, sind in weitgehend gleicher, ungewöhnlicher Dicke ausgeführt, Fett-Fein-Gegensätze nur in Ansätzen vorhanden, weil der Feinstrich sich im Wesentlichen auf die Abschlussstriche bei C und unzialem E, den Mittelbalken des E, den Mittelteil des B, in dem beide Bögen zusammenlaufen, und vor allem den Schrägschaft des N beschränkt. Aufschlussreich für die Datierung der Schrift sind einige Buchstaben, die sich schon wenige Jahrzehnte später wesentlich anders präsentieren, nämlich das O, die geschlossene Bogenverbindung im unzialen M, das P und das C im Wort IACOBI, ferner das L im Wort PIL. Das O und die geschlossene Bogenverbindung im M sind in nahezu gleichmäßiger Dicke und zudem recht breit, fast kreisartig ausgeführt. Von der Höhenerstreckung und den Fett-Fein-Gegensätzen mit den kräftigen Bogenschwellungen, wie sie uns in den oben angeführten Siegeln der Stauferzeit teils ansatzweise, teils aber auch schon sehr deutlich begegnen (und sich in der Folgezeit noch steigern), ist im Siegel Jakob Pils nichts zu sehen. Gleiches gilt für die seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu beobachtenden zunehmenden Bogenschwellungen bei C und unzialem E. Das P des Heiligenberger Siegels lässt die harmonische Rundung des Bogens gänzlich vermissen, denn statt der späteren Bogenschwellung erscheint hier ein nur leicht gebogener fatter Strich. Das C in IACOBI ist ohne elegante Rundung, ja fast eckig und in fast einheitlicher Stärke, zudem auch ohne den im Wechselspiel zu der späteren Bogenschwellung angebrachten feinen Abschlussstrich (mit seinen später immer als Zierelement verwendeten Sporen) ausgeführt. Die Schaftenden bei B, N, P, R und – hier besonders deutlich – I sind mit kräftigen, spitz auslaufenden Serifen versehen, welche zu dem angenehmen, ruhigen Gesamtcharakter der Schrift beitragen. Als Vergleichsbeispiele für das Heiligenberger Siegel seien aus der obigen Liste der Siegel mit dem charakteristischen unzialen M hier genannt: das Siegel des Kölner Bürgers Wilhelm vom Jahr 1226; das Siegel der Stadt Doetinchem vom Jahr 1228; das Siegel der Stadt Bingen vom Jahr 1253 und das Siegel der Stadt Prag vom Jahr 1264. Die fehlende Worttrennung und die fehlenden Abkürzungen lassen an einen frühen Ansatz um 1230 denken, zumal die beiden

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Das charakteristische M im Siegel Jakob Pils wurde in der folgenden Zeit zum festen Bestandteil der Siegelepigraphik. Allerdings bleibt auch das kapitale M im Formenvorrat der Siegelstecher.

⁵⁵ Vgl. Diederich, Rheinische Städtesiegel (wie Anm. 54), S. 186–189, mit Abb. 21.

Siegel von 1228 (Doetinchem) und 1253 (Bingen) schon Ansätze zur Leichtigkeit und Eleganz des Schriftbildes der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufweisen. Auch das Stadtsiegel von Prag (1264) ist gegenüber dem Heiligenberger Siegel moderner, weil die Buchstaben etwas gestreckter sind, vor allem bei dem geschlossenen Bogen des unzialen M, der nicht mehr kreisartig ausgeführt ist, sondern eher ein Oval bildet. Das A im Prager Siegel weist zudem eine Zierform auf, eines der Elemente, die in der Folge auch bei anderen Buchstaben immer beliebter werden. Für den Buchstaben L lässt sich ferner das Deutzer Stadtsiegel aus der Zeit um 1230 heranziehen.⁵⁶ Darin enthalten ist auch das charakteristische unziale M sowie das unziale E.

Allgemein ist die Entwicklung der Siegelepigraphik um 1280 schon so weit fortgeschritten, dass sich nun die Einzelbuchstaben und damit auch der Gesamtduktus von der um 1250 verwendeten Schrift deutlich unterscheiden. Wohin die Reise nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geht, wird sichtbar an der stärkeren Höhererstreckung der oft enger zusammengerückten Buchstaben (bedingt durch den umfangreicheren Text der Umschriften), den Interpunktionszeichen zwecks Gliederung und besserer Lesbarkeit der Umschrift, den Zierelementen (zu denen auch die Schaftspaltungen gehören) und den Fett-Fein-Gegensätzen, welche mit Bogenschwellungen einerseits und Haarstrichen andererseits der Schrift eine neue Lebendigkeit und Ästhetik verleihen.⁵⁷

Die für die charakteristischen Buchstaben, insbesondere für das unziale M, angeführten Vergleichsbeispiele legen damit eine Datierung des »Judensau«-Typars auf ca. 1240/1250 nahe – freilich mit einem Unsicherheitsfaktor von bis zu zwei Jahrzehnten.

Das Motiv der »Judensau« und sein Kontext

Unter einer »Judensau« versteht man einen um 1230 erstmals belegten Bildtypus, der sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vor allem in Deutschland verbreitete. Er zeigt einen oder mehrere Juden, die, teilweise gemeinsam mit Ferkeln, an den Zitzen eines Mutterschweines saugen oder sich in anderer Art mit ihm beschäftigen, wobei vor allem der After und Exkremente des Schweins eine wesentliche Rolle spielen.⁵⁸ Die älteste derartige

56 Vgl. Diederich, Rheinische Städtesiegel (wie Anm. 54), S. 208–210, Abb. 31. Nachweise zu den Stadtsiegeln von Doetinchem, Bingen und Prag vgl. ebenfalls in Anm. 54; zum Siegel des Kölner Bürgers Wilhelm vgl. Anm. 16.

57 Frühe Beispiele für diese Entwicklung, die um 1300 allenthalben festzustellen ist, gibt es in Frankreich, sichtbar am Siegel König Philipps III. von 1267 (siehe Dalas-Garrigues, Corpus des sceaux français [wie Anm. 54], S. 160) und am Siegel des Domkapitels von Uppsala aus dem Jahre 1278 (siehe Clara Nevéus, Siegfried Heim und Lena Westling Karlsson, Medeltida Småkonst. Sigill i Riksarkivet [Stockholm] 1997, S. 17).

58 Siehe vor allem Isaiah Shachar, *The Judensau. A Medieval Anti-Jewish Motif and its History*, London 1974 (Warburg Institute Surveys 5); zur Verbreitung – außerhalb des mittelalterlichen deutschen Reichs finden sich nur vier Exemplare (Uppsala, Gnesen, Posen und Bratislava) – siehe die Karte ebd. vor dem

Figur ist im Kreuzgang des Doms zu Brandenburg erhalten und stammt aus der Zeit um 1230, die nächstjüngere im Chor des Doms von Xanten aus den 1260er Jahren.⁵⁹ Alle anderen stammen vom Ende des 13. Jahrhunderts oder aus späteren Jahrhunderten. Die Bremen nächstgelegene Darstellung in der Kirche St. Marien in Lemgo in Westfalen ist von Bremen ca. 150 km entfernt, stammt aus den Jahren um 1310/20 und entspricht außerdem nicht dem beschriebenen üblichen Typ, sondern zeigt einen Juden, der ein Schwein, oder eher ein Ferkel, umarmt.⁶⁰

Das Schwein ist in der christlichen Theologie ein altes Symbol für Sünde(n) und Sündhaftigkeit.⁶¹ Wenn nun gerade die älteren »Judensau«-Darstellungen

Titelblatt. Zu den angeblichen »Judensau«-Bildern von Aerschot in Belgien (ebd., S. 40 mit Pl. 36b) und am Chorgestühl von Erfurt (ebd., S. 33 und Pl. 28), die tatsächlich keine sind, siehe Wenninger, *Von fideles nostri* (wie Anm. 31), S. 167 f., Anm. 89. Zur Einordnung des »Judensau«-Themas in einen weiteren Rahmen und mit aktueller Literatur siehe Birgit Wiedl, *Laughing at the Beast: The Judensau: Anti-Jewish Propaganda and Humor from the Middle Ages to the Early Modern Period*, in: *Laughter in the Middle Ages and Early Modern Times. Epistemology of a Fundamental Human Behavior, its Meaning, and Consequences*, hg. v. Albrecht Classen (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 5), Berlin/New York 2010, S. 325–364; zur symbolischen Bedeutung der »Judensau« und anderer Tiere im Zusammenhang mit Juden dies., *Jews and Anti-Jewish Fantasies* (wie Anm. 30), S. 599–605. Auf mehrere bisher unbekannte einschlägige Darstellungen in Böhmen hat jüngst hingewiesen Jan Dienstbier, *The Metamorphoses of the Judensau*, in: *Visual Antisemitism in Central Europe. Imagery of Hatred*, hg. v. Jakub Hauser und Eva Janáčková, Berlin/Boston 2021, S. 1–34.

59 Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), S. 15–17, mit Abb. 5, 9 und 10; zu Brandenburg siehe auch Renate Johné, Zu einer frühen Darstellung der sog. Judensau im Dom St. Peter und Paul zu Brandenburg, in: *Jahresbericht über den Historischen Verein zu Brandenburg* 7, 1997/98, S. 147–151.

60 Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), S. 16 f., mit Pl. 7 f., gibt die Bauzeit der Kirche etwas zu früh an; siehe auch <https://www.bildindex.de/document/obj20272306?medium=fmd458582> (18.07.2021). Shachar bringt den Juden dieser Darstellung mit einem etwa gleichzeitigen Geißelungsbild im Langhaus der Kirche (Foto ebd., Abb. 8b) in Verbindung, bei dem die beiden Geißelknechte ebenfalls Judenhüte tragen. Dazu muss aber darauf hingewiesen werden, dass aus derselben Zeit, ebenfalls im Langhaus angebracht, auch ein Bild von der Geburt Jesu stammt, das Josef mit einem gleichartigen Judenhut zeigt. Wie in einer Reihe anderer Kirchen sind also auch hier negative und positive Konnotationen des Judenhuts unmittelbar benachbart.

61 Wilfried Schouwink, *Der wilde Eber in Gottes Weinberg. Zur Darstellung des Schweins in Literatur und Kunst des Mittelalters*, Sigmaringen 1985; Claudine Fabre-Vassas, *The singular beast. Jews, Christians, and the pig*, New York 1997; Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), S. 4–14; Irvén M. Resnick, *The Pig and Messianism in Medieval Jewish-Christian Polemics*, in: *Essen und Fasten. Interreligiöse Abgrenzung, Konkurrenz und Austauschprozesse = Food and Fasting. Interreligious differentiations, competition and exchange*, hg. v. Dorothea Weltecke, Köln-Weimar-Wien 2017, S. 75–88; zu den theologischen Wurzeln auch Jamie Kreiner, *Legions of pigs in the early medieval west*, New Haven and London 2020.

des 13. und früheren 14. Jahrhunderts in erster Linie an den Zitzen eines Mutterschweins saugende Juden zeigen oder wie im Fall von Lemgo einen Juden, der ein Schwein geradezu liebevoll umarmt, soll das nicht nur zeigen, dass die Juden die Sünde lieben und schon mit der Muttermilch in sich aufnehmen, sondern auch die Sündhaftigkeit des Jude-Seins als solchem verdeutlichen.⁶²

Dass ein Schwein für die Juden als das unkoschere Tier schlechthin galt (und gilt), war auch im Mittelalter ihren christlichen Zeitgenossen bewusst. Trotzdem war der Zweck, oder zumindest der Hauptzweck, der »Judensau«-Bilder ursprünglich nicht eine Beleidigung und Herabwürdigung der Juden. Denn fast alle bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts erhaltenen einschlägigen Darstellungen – ausgenommen nur ein Wasserspeier in Wimpfen und die »Judensau« an der Stadtkirche von Wittenberg – befinden sich im Inneren von Kirchen und zugehörigen Gebäuden und wurden daher von Juden im Normalfall gar nicht wahrgenommen.⁶³ Ihre Botschaft richtete sich also nicht an die Juden, sondern an die Christen, denen zunehmend drastisch das Sündhafte des Jude-Seins vor Augen gehalten werden sollte. Verdeutlicht wird das auch durch den Zusammenhang, in den besonders die »Judensau«-Darstellungen des 13. Jahrhunderts gestellt werden: In ihrer unmittelbaren Nähe finden sich Kampfszenen, die den ewigen Kampf des Menschen gegen die Sünde verdeutlichen. Nicht immer erweist sich dabei der Mensch als der Überlegene, wie an dem von einem Drachen besiegten Ritter in Brandenburg zu sehen ist.⁶⁴ Berücksichtigen müssen wir dabei auch, dass in Predigten oft auf die in einer Kirche vorhandenen Bildwerke Bezug genommen wurde. Dass ein solches Verhalten nur im Klima der spätmittelalterlichen sozialen Abwertung der Juden möglich war und eine weitere Abwertung zur Folge haben musste, steht freilich außer Frage.

Diese überwiegend religiöse Stoßrichtung der »Judensau«-Darstellungen änderte sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Bilder wurden nun häufiger auch an der Außenseite von Gebäuden, mehrfach auch an Privathäusern, angebracht und zunehmend negativ konnotiert, auch die Fäkal Komponenten bekamen immer größeres Gewicht. Ab dem fortgeschrittenen 15. Jahrhundert wurden sie außerdem mit anderen antijüdischen Motiven wie Teufel und Ritualmordvorwurf in Verbindung gebracht und in Form von Holzschnitten verbreitet.⁶⁵

In diese Entwicklung und Erklärung fügt sich das Heiligenberger Typar allerdings nicht ein. Zwar finden wir auch schon bei der Brandenburger »Judensau« als der ältesten derartigen Darstellung einen klaren Fäkalbezug, indem der hinter der Sau stehende Jude sich bereit macht, das, was unter ihrem emporgehobenen Schwanz zu erwarten ist, in einem Gefäß oder Sack aufzufangen,⁶⁶ und auch bei der ebenfalls noch im 13. Jahrhundert angefer-

62 Weiteres dazu bei Wenninger, *Von fideles nostri* (wie Anm. 31), S. 168 f.

63 Vgl. Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), S. 15–29 und 65.

64 Siehe die Fotos bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 6; zum Thema Wiedl, *Laughing at the Beast* (wie Anm. 58), S. 328–333.

65 Wiedl, *Laughing at the Beast* (wie Anm. 58), S. 339–342.

tig
hal
lag
Da:
Do:
auf
vor
sch
brü
der
Exl
Da:
ger
ode
I
lige
kör
hin
Mu
los
urs
Syr
Sün
die
auf
Juc
I
me
der
gev
wis

66

67
68
69
70

tigten Magdeburger »Judensau« steht ein Jude in deutlicher Erwartungshaltung auf das Kommende hinter dem Schwein,⁶⁷ aber der Schwerpunkt lag auch bei diesen Darstellungen klar auf der Säugefunktion des Schweins. Das änderte sich ab der Mitte des 14. Jahrhunderts: Bei der »Judensau« im Dom von Gnesen (Mitte 14. Jahrhundert) küsst ein Jude das Schwein vorne auf das Maul und ein anderer hinten auf den After.⁶⁸ Im 15. Jahrhundert und vor allem auf den bis weit in die Neuzeit angefertigten einschlägigen Holzschnitten, die zu einem großen Teil das Bild am Turm der Frankfurter Mainbrücke als Vorbild haben, wird diese Art der Darstellung immer häufiger und der Kuss auf den After auch zunehmend durch das betonte Aufnehmen von Exkrementen ersetzt.⁶⁹ Man muss freilich dazu anmerken, dass solche rüden Darstellungen kein antijüdisches Spezifikum waren, sondern im Rahmen sogenannter Schandbilder auch gegen säumige Schuldner, religiöse Gegner oder andere missliebige Personen eingesetzt wurden.⁷⁰

Im Gegensatz zu allen genannten Bildern spielt das Säugen auf dem Heiligenberger Typar überhaupt keine Rolle. Die Darstellung beschränkt – man könnte auch sagen: konzentriert – sich vielmehr auf das Schwein und den hinter diesem knienden Juden, der die Exkremente des Schweins mit dem Mund auffängt. Das Schwein selbst ist dementsprechend quasi geschlechtslos dargestellt, zumindest fehlt jedes geschlechtsanzeigende Merkmal. Der ursprüngliche theologisch-symbolische Gehalt des Sujets – das Schwein als Symbol und Nährmutter der Sünde auf der einen Seite, das als-Jude-die-Sünde-mit-der-Muttermilch-Aufnehmen auf der anderen und im Endeffekt die Darstellung der Sündhaftigkeit des Jude-Seins als solchem – bleibt damit auf der Strecke und wird ersetzt durch eine bloße Verächtlichmachung der Juden und des Judentums.

Daraus ergeben sich einige Fragen. Zunächst: Ein Siegel beinhaltete immer auch eine Selbstaussage. Was sollte oder könnte das in diesem Fall, in dem nicht das Selbst, sondern ein negativ gesehenes Gegenüber betont wird, gewesen sein? Wir müssen zugeben, dass wir auf diese Frage keine Antwort wissen, sondern dazu nur weitere Fragen stellen können.

66 Siehe die beiden aus unterschiedlichen Blickwinkeln aufgenommenen Fotos bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 5 a+b); dass sich unter dem Schwanz des Schweins ein Gefäß oder ein Sack befindet, ist Shachar entgangen (vgl. ebd., S. 15).

67 Foto bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 13 f.

68 Foto bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 23.

69 Vgl. die Fotos bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 30, 39, 41–45 und 52.

70 Einige Beispiele bei Shachar, *Judensau* (wie Anm. 58), Pl. 37, 47b, 57a; siehe auch Matthias Lentz, *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit* (ca. 1350 bis 1600) mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung, Hannover 2004; ders., *Rechtsstreit, Kommunikation und Öffentlichkeit im späten Mittelalter. Das Beispiel der Schmähbriefe und Schandbilder*, in: *Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit* (11.–16. Jahrhundert), hg. v. Karel Hruza, Wien 2002 (*Forschungen zur Geschichte des Mittelalters* 6 / *Denkschriften / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse* 307), S. 189–208.

Könnte es sich bei dieser nicht nur für das 13. Jahrhundert, sondern insgesamt einmaligen Heraushebung des Fäkalaspekts des Sujets »Judensau« um eine Art »Versuchsobjekt« handeln, um ein Stück, an dem Anwendungsmöglichkeiten des zur Zeit der Herstellung des Typars um 1240/50 neuen Motivs der »Judensau« ausgelotet werden sollten, die aber in weiterer Folge nicht fortgesetzt wurden? Oder sollte es dieses Sujet im Kleinkunstabereich und/oder der Alltagskultur des Hoch- und Spätmittelalters öfter gegeben haben, aber nur dieses eine Objekt auf uns gekommen sein? Angesichts der Einzigartigkeit des Stücks sind diese Möglichkeiten, wenn auch beide eher unwahrscheinlich, so doch nicht ganz von der Hand zu weisen.

Wichtig ist auch, wer eigentlich der Adressat dieser Verächtlichmachung sein sollte? Wenn an Juden gedacht war, muss es solche nicht nur im Umfeld des Siegeleigners gegeben haben, sondern sie mussten auch regelmäßig mit von ihm ausgestellten Siegelurkunden zu tun gehabt haben. Das ist aber für diese frühe Zeit städtischer Schriftlichkeit nur unter zwei Voraussetzungen denkbar: Zum einen im sehr unwahrscheinlichen Fall, dass Jakob Pil selbst eine große Zahl von Krediten bei Juden aufnahm, zum anderen für die eher denkbare Möglichkeit, dass Pil als Vertreter der Stadt mit Juden abgeschlossene Geschäfte (Kredite und/oder Liegenschaftstransaktionen) besiegelte, wie das später in vielen Städten Vorschrift war. Einzigartig wäre aber der Fall, dafür ein ausgesprochen judenfeindliches Siegelbild zu verwenden.

Wenn andererseits Christen als Adressaten gedacht waren, müsste es unter diesen ein gewisses Einverständnis von Judenfeindschaft gegeben haben, sodass der Siegelführer damit rechnen konnte, bei seinen Standesgenossen auf ein positives Echo zu stoßen. Auch das ist aber eher unwahrscheinlich, denn gerade die Führungsschichten der Christen und Juden hatten im Allgemeinen relativ gute Beziehungen miteinander.

Oder könnte es sein, dass der Siegeleigner den Fäkalaspekt nur als einen etwas deftigeren Teilaspekt der theologischen Symbolik sah? Schließlich ist noch eine weitere Möglichkeit nicht auszuschließen: Vielleicht erlaubte sich der Siegeleigner in erster Linie einen »schlechten Witz« mit der Mehrdeutigkeit des Wortes SECRETVM, das ja neben der Bedeutung »Sekretsiegel« (bzw. Gegen- oder Geheimsiegel) noch mehrere andere Bedeutungen aus dem Wortumfeld geheim, heimlich, abgesondert, hatte, darunter »Abort« und, wenn auch wenig belegt, Körperausscheidungen.⁷¹ Angesichts der nicht seltenen Drastik mittelalterlicher Text- und Bildsprache halten wir auch das für möglich. Allerdings kommen wir damit auch wieder zur vorhin gestellten Adressatenfrage zurück, sodass wir uns bei der Suche nach Antworten teilweise im Kreis bewegen.

71 Eduard Brinckmeier, *Glossarium Diplomaticum*, Bd. 2, Gotha 1863 (Nachdr. 1967) nennt dazu in schamhafter Diktion des 19. Jahrhunderts u. a.: »3) S. naturae, die Ausleerung des Körpers, oder auch das geheime Gemach selbst«; ähnlich auch bei Charles Du Cange, *Glossarium mediae et infimae Latinitatis*, s.v. *Secretum naturae*; vgl. auch <https://www.dwds.de/wb/Sekret> (19.07.2021).

Zur Frage von Juden in Bremen im 13. Jahrhundert

Das Wissen um die Geschichte der Juden ist für das mittelalterliche Bremen ebenso wie für den gesamten Norden Deutschlands sehr bescheiden.⁷² Erste eindeutige urkundliche Nachweise für in Bremen lebende Juden stammen aus den Jahren 1314 und 1316.⁷³ Juden waren damals offensichtlich als die einzigen hauptberuflichen Pfandleiher in Bremen etabliert, und im beruflichen Verkehr mit ihnen war unter anderem eine Geschäftsmethode üblich, die weiter im Süden als »Schadennehmen« oder »etwas auf Judenschaden nehmen« bezeichnet wurde.⁷⁴ In der genannten Urkunde von 1314, einer Ordnung des Bremer Rats für die Schmiede, wird sie in einer Art beschrieben, die sie als selbstverständlich geübte Geschäftsmethode erkennen lässt: Wenn ein Meister mit dem Lohn für seine Knechte im Rückstand war, hatte er ein Pfand im doppelten Wert zu stellen. Löste er dieses nicht binnen 14 Tagen aus, konnte es *inde de joden vor dat ghelt* verpfändet werden. Das Pfand im doppelten Wert ist für das Schadennehmen insofern typisch, als die beruflichen Pfandleiher – Juden, Lombarden oder andere – verpflichtet waren, ihnen verpfändete Wertsachen für eine bestimmte Frist zu behalten, bevor sie sie, falls sie nicht eingelöst wurden, verkaufen durften. Diese Frist, meistens ein Jahr, entsprach faktisch jener Zeit, in der die auflaufenden Zinsen 100 % des Darlehens erreichten. Da der Wert eines Pfandes das Darlehen und die für die verpflichtende Behaltezeit anfallenden Zinsen abdecken musste, ergab sich daraus der Usus, Darlehen durch Pfänder im doppelten Wert zu besichern.⁷⁵

Wenn im frühen 14. Jahrhundert Juden in Bremen eine etablierte Gruppe und außerdem die einzigen hauptberuflichen Pfandleiher – darauf deutet der

72 Vgl. Max Markreich, Die Beziehungen der Juden zur Freien Hansestadt Bremen von 1065 bis 1848, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 71, 1927, S. 444–461; George Anton Löning, Juden im mittelalterlichen Bremen und Oldenbourg, in: Zs. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abt. 58, 1938, S. 257–274; Germania Judaica, Bd. 1: Von den ältesten Zeiten bis 1238, hg. v. I. Elbogen, A. Freimann und H. Tykocinski, Tübingen 1963, S. 130 f.; Bd. 2: Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, hg. v. Zvi Avneri, Tübingen 1968, S. 126.

73 Bremisches Urkundenbuch, hg. v. D. R. Ehmck und W. v. Bippen, Bd. 2, Bremen 1876, S. 156, Nr. 147, und S. 173, Nr. 163; Germania Judaica II (wie Anm. 72); Markreich, Beziehungen (wie Anm. 72), S. 447; Löning, Juden (wie Anm. 72), S. 260–262.

74 Ausführlich dazu Guido Kisch, Das Schadennehmen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen mittelalterlichen Vollstreckungsrechtes, in: Rheinische Zeitschrift für Zivil- und Prozessrecht 5, 1913, S. 477–506; auch in: ders., Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte des Mittelalters (= Guido Kisch, Ausgewählte Schriften 3), S. 296–325.

75 Diese bei Kisch, Das Schadennehmen (wie Anm. 74) nicht behandelten praktischen Seiten des Schadennehmens ergeben sich aus der Analyse zahlreicher einschlägiger Urkunden und Judenordnungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Das Thema bedarf aber noch einer näheren Untersuchung.

Wortlaut der genannten beiden Urkunden hin – waren, kann in Anbetracht der Größe und wirtschaftlichen Bedeutung Bremens im Vergleich mit anderen Städten die Zahl der dort lebenden Juden nicht ganz klein gewesen sein. Von der Existenz einer eigenen Gemeinde, deren Geschichte zumindest weit ins 13. Jahrhundert zurückreicht, ist daher auszugehen. In früheren Zeiten mag vielleicht noch keine jüdische Gemeinde in Bremen existiert haben, aber zumindest einzelne Juden lebten sicher dort, z. B. am Hof des Erzbischofs Adalbert (1045–1072).⁷⁶ Und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass die Anwesenheit von Juden in Bremen bis ins 10., vielleicht sogar bis ins 9. Jahrhundert zurückreicht. Denn schon im 9. Jahrhundert besaß der – damals noch Hamburger – Erzbischof für Bremen Markt-, Münz- und Zollrechte, und im Jahr 965 erteilte Kaiser Otto I. Erzbischof Adaldag von Hamburg ein weiteres Marktprivileg, das auch den königlichen Schutz und andere Bestimmungen für die dortigen Kaufleute enthielt.⁷⁷ Unter den Kaufleuten des 10. und 11. Jahrhunderts bildeten aber die Juden eine wichtige Gruppe, und trotz für die meisten Orte fehlender konkreter Quellen ist insbesondere in Bischofsstädten in dieser Zeit mit der Anwesenheit von Juden auch dann zu rechnen, wenn sie in den Quellen nicht ausdrücklich genannt werden.⁷⁸

Ziemlich sicher kannte Jakob Pil also Juden aus eigener Anschauung, vielleicht war er sogar persönlich mit welchen bekannt. Aber selbst, wenn das nicht der Fall war, hatte er jedenfalls eine Vorstellung von »den Juden«, aus der Bibel, aus Predigten, aus Erzählungen, wahrscheinlich auch von Bildern aus dem Kirchenraum, obwohl bei diesen als solche deutlich kenntliche – bzw. durch einen Judenhut gekennzeichnete – Juden erst seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Rolle spielten und zwar eine überwiegend negative.⁷⁹ Wahrscheinlich kannte Jakob Pil, wie aus dem folgenden Kapitel geschlossen werden kann, auch die oben erwähnten Fenster der Stiftskirche Bücken; allerdings ist sein Siegel mit einiger Gewissheit ein wenig älter als diese Fenster.

76 Vgl. *Germania Judaica* I (wie Anm. 72), S. 130 f.; die von Markreich, Beziehungen (wie Anm. 72), S. 446, ad Anm. 5, angeführten kirchlichen Urkunden von 1199 und 1213 sind kein Beleg für die Anwesenheit von Juden in der Erzdiözese oder gar in der Stadt Bremen, weil sie pauschal in sehr ähnlicher Form für alle Kirchenprovinzen ausgestellt wurden.

77 Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt (wie Anm. 53), S. 28–30; die Urkunde von 965 in: MGH O I, Nr. 307; Regest http://www.regesta-imperii.de/id/0965-08-10_1_0_2_1_1_723_409 (19.07.2021).

78 Ausführlicher begründet bei Markus J. Wenninger, *Iudei et ceteri ... Bemerkungen zur rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Stellung der Juden in karolingischer und ottonischer Zeit*, in: Aschkenas 30, 2020, H. 2, S. 217–244, bes. S. 237–239.

79 Dazu Markus J. Wenninger, *How Come the Jews Ended up amongst the Damned? The Appearance of Anti-Jewish Ecclesiastical Propaganda in Large-Scale Medieval Sculpture*, in: *Medieval Ashkenaz. Papers in Honour of Alfred Haverkamp*, Presented at the 17th World Congress of Jewish Studies, Jerusalem 2017, hg. v. Christoph Cluse und Jörg R. Müller, Wiesbaden 2021 (Forschungen zur Geschichte der Juden A 31), S. 382–399; siehe auch oben ad Anm. 31–34.

*Ein Bremer Bürger und/oder Ministeriale als Besitzer des »Judensau«-Typars?
Gewissheiten und Möglichkeiten zum Siegelführer*

Aufgrund der bisher dargelegten Untersuchungen sind wir sicher, dass es sich beim Siegelführer um einen Christen gehandelt hat. Seine Selbstnennung als BREMENSIS lässt dabei vorrangig an einen Bremer Bürger denken, sodass wir uns zunächst dieser Möglichkeit zuwenden.

In Bremen scheinen sich, obwohl im 13. Jahrhundert noch häufig Einnamigkeit besteht, schon früh bürgerliche Bei- und Familiennamen herausgebildet zu haben. Dies wird besonders eindrücklich durch das bis vor kurzem noch als ältestes Bremer Bürgersiegel geltende Siegel Heinrich Doneldeys in einem Abdruck vom Jahr 1261 demonstriert.⁸⁰ Weitere Nach- und Beinamen Bremer Bürger lassen sich für die Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts zahlreich nachweisen.⁸¹ Der Name Pil – in seinen verschiedenen Schreibformen wie etwa Piel, Piehl, Pihl, Pyl usw. – kann in Bremen und seiner unmittelbaren Umgebung erst seit dem 14. Jahrhundert nachgewiesen werden – dann aber regelmäßig. Unter den über 400 Bremer Ratmännern der Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts wird nicht nur kein Pil, sondern bemerkenswerterweise auch nur ein einziger Jakob genannt.⁸² Das älteste Bremer Bürgerbuch von 1289–1519 nennt aber zwischen 1352 und 1512 vier Bremer Neubürger als Träger des Namens Pyl (Pyell). Für den ersten Neubürger dieses Namens im Bürgerbuch, Hinricus Pyl, bürgte im Jahr 1352 der Bremer Bürgermeister; 1365 wird dann in einem notariell beglaubigten Schiedsspruch über Zehntpflichten einer Wurth in Utbremen noch ein Dedekindus Pyl erwähnt.⁸³

Fündig werden wir auf der Suche nach einem früheren Pil möglicherweise, wenn wir den Blick etwas über Bremen hinaus richten und uns außerdem

80 Röpcke, Bremer Bürgersiegel (wie Anm. 48), S. 11: S(IGILLVM) HEINRICI DONELDEY. Zur Familie ebd., S. 12f. (mit Literatur). Zur Entwicklung der Familiennamen in Bremen ab dem 13. Jahrhundert vgl. Ulrich Weidinger (Bearb.), Bremer Bürgerbuch 1289–1512 (Bremisches Jahrbuch, Zweite Reihe, Vierter Band), Bremen 2015, S. 44–46.

81 Vgl. die umfangreiche Liste der Ratmänner der Stadt Bremen bei Hans G. Trüper, Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe. Die Ministerialität des Erzstifts Bremen. 2., erw. u. verb. Aufl., Stade 2015 (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 45), S. 899–912, die von 1225 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts über 400 Namen aufweist, die weitaus meisten davon – auch schon im 13. Jahrhundert – mit Bei- oder Nachnamen; vgl. dazu auch Werner Hennig, Die Ratsgeschlechter Bremens im Mittelalter. Ein Beitrag zur hansischen Sozialgeschichte. [Diss. masch.] Göttingen 1957, insbes. S. 185–196.

82 *Jacobus filius Berneri*, gen. 1247–1275, siehe Trüper, Ritter und Knappen (wie Anm. 81), S. 901, Nr. 78.

83 Hinricus (1352), Johan (1490, 1496), Reyneke (1512) und Tibbeke, Johans Frau (1490). Weidinger, Bremer Bürgerbuch (wie Anm. 80). Bremisches Urkundenbuch, hg. v. D. R. Ehmck und W. v. Bippin, Bd. 3, Bremen 1880, S. 250, Nr. 243. 1365 März 12. Ein Peter Pil ist im Jahr 1375 als Kommissar des Osnabrücker Bischofs Melchior, und hier mit seinem Kommissariatssiegel, belegt. NLA, OS, Rep. 3 Nr. 416a+b (1375 Juni 2), ermittelt über die Archivsuche online.

nicht nur auf Bürger beschränken. Denn im 13. Jahrhundert scheint es eine zum Stift Bücken gehörige Ministerialenfamilie Pil gegeben zu haben. Jedenfalls wird in einer von Propst Burchard von Bücken im Jahr 1265 ausgestellten Urkunde unter den bezeugenden *servis* ein *Cristiano Pilo* genannt.⁸⁴ Da die Nennung in der Urkunde im Ablativ erfolgt und außerdem im Hinblick auf die Endung anscheinend eine latinisierte Namensform vorliegt, wird man von einem deutschen Namen Pil ausgehen können. Nur 12 km von Bücken entfernt liegt am Weg nach Bremen Heiligenberg, der Fundort des Typars; beide Orte gehörten zum enger mit Bremen verbundenen Umland.⁸⁵ Eine gute Beziehung zwischen dem Stift Bücken und dem Chorherrenstift Heiligenberg liegt also nahe und könnte erklären, wie das Typar nach Heiligenberg kam.

Zu klären bleibt dann freilich, warum sich Jakob Pil, wenn er denn der genannten Familie angehörte, als BREMENSIS bezeichnete. Diese Frage kann schon allein deshalb nicht definitiv beantwortet werden, weil es zu dieser vermutlich zur Bückener Gefolgschaft gehörenden Familie Pil nur diese eine Nennung gibt. Allerdings hatte das reiche Kollegiatsstift Bücken, das 882 vom Bremer Erzbischof Rimbert gegründet worden war, nach wie vor enge Beziehungen dorthin, und die Bückener Pröpste wurden vom Bremer Domkapitel eingesetzt.⁸⁶ Zudem gibt es gerade für das 13. Jahrhundert zahlreiche Beispiele aus dem gesamten deutschen Raum zum fließenden Übergang von städtischen Oberschichten und der Ministerialität des Umlandes bzw. des Stadtherrn, wobei ein und dieselbe Person auch beide Funktionen gleichzeitig einnehmen konnte.⁸⁷ Es wäre also durchaus möglich, dass diese Familie Pil

ein-
tig
Mir
Bas
mei
F
seit
erst
auc
von
dru
lich
Bre

Faz
Sie
nich
Tre
Dar
ziel
ein

88

89

90

91

84 Hoyer Urkundenbuch, hg. v. Wilhelm von Hodenberg, Abt. 3: Archiv des Stiftes Bücken, Hannover 1848, S. 31, Nr. 43; siehe auch Trüper, Ritter und Knappen (wie Anm. 81), S. 392 und 715f.

85 Vgl. Thomas Hill, Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umland- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.–15. Jahrhundert), Stuttgart 2004 (VSWG, Beih. 172), bes. S. 114f. und 122.

86 Nicolaus Heutger, 1100 Jahre Bücken. Das Stift Bücken in Geschichte und Kunst, Hildesheim 1982.

87 Allgemein siehe Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, 2. Aufl., Köln-Weimar-Wien 2014, S. 217–220; eine weitgehende Identität der führenden Bürgerschicht mit Ministerialen sieht Andreas Schlunk, Stadt ohne Bürger? Eine Untersuchung über die Führungsschichten der Städte Nürnberg, Altenburg und Frankfurt um die Mitte des 13. Jahrhunderts, in: Hochfinanz, Wirtschaftsräume, Innovationen. Festschrift für Wolfgang von Stromer, hg. v. Uwe Bestmann, Franz Irsigler und Jürgen Schneider, Trier 1987, Bd. 1, S. 189–243; weitere ausgewählte Beispiele: Harald Rainer Derschka, Die Ministerialen des Hochstifts Konstanz, Stuttgart 1999 (Vorträge und Forschungen, Sonderband 45), hier bes. S. 441–477; Werner Goez, Über die Rindsmaul von Grünsberg. Studien zur Geschichte einer staufischen Ministerialenfamilie, in: Hochfinanz (wie oben), Bd. 3, S. 1227–1249, hier bes. S. 1229; Petrus Becker, Die »de Ponte/von Merzig«. Zur Geschichte einer Trierer Ministerialenfamilie, in: Kurtrierisches Jahrbuch 39 (1999), S. 145–165, hier bes. S. 154ff.; Klaus Richter, Von Ministerialen zu Bürgern: Die von Wilstorf in Wilstorf und Hamburg 1203–1337, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 83 (1997),

eine gehobene Stellung in der Bremer Bürgerschaft einnahm und gleichzeitig der Ministerialität des Umlandes angehörte⁸⁸ oder aber, dass es sich um Ministeriale des Bremer Erzbischofs oder Domkapitels handelte, die auf der Basis dieser Stellung auch Aufgaben im oder für das Stift Bücken wahrnahmen.

Für Konstanz stellte Derschka fest, dass sich die Hochstiftsministerialen seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts – und damit zeitgleich mit den ersten Bürgern im Reichsgebiet – Siegel zulegten.⁸⁹ Darunter finden sich auch spitzovale Siegel, so das des Heinrich von Homburg in einem Abdruck vom Jahr 1278 und das des Geistlichen Heinrich von Zurzach in einem Abdruck vom Jahr 1296.⁹⁰ Eine entsprechend frühe Siegelführung eines möglichen Jakob Pil als Ministerialen, der sich als BREMENSIS bezeichnete oder Bremer Bürger war, wäre damit auch hier wiederum plausibel.

Fazit

Siegel sind von der Forschung als ein Medium herausgearbeitet worden, das nicht selten die frühesten künstlerischen, epigraphischen und heraldischen Trends widerspiegelte und vielen anderen Medien oft weit voraus war.⁹¹ Darüber hinaus sind Siegelstempel ein viele andere Fachbereiche miteinbeziehender Forschungsgegenstand und fester Bestandteil der *material culture*; eine Beschäftigung mit ihnen kann, wie wir unseres Erachtens in diesem

S. 133–149; Werner Vogler, Ein spätmittelalterliches Verzeichnis der Ministerialen und Burgen des Klosters St. Gallen, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 76 (1982), S. 71–89, hier S. 80, zu Anm. 45; Markus J. Weninger, Die Bürger und Einwohner Friesachs im Mittelalter. Mit Quellenanhang »Anschlag des 10. Mannes« in Friesach 1456, in: 800 Jahre Stadt Friesach, hg. v. Johannes Grabmayer, Klagenfurt 2015 (Schriftenreihe der Akademie Friesach N. F. 5), S. 209–251, hier S. 217–219.

88 Beispiele für solche doppelten Zugehörigkeiten von Bremer Bürgern im 13. Jahrhundert bei Trüper, Ritter und Knappen (wie Anm. 81), S. 538f.

89 Derschka, Die Ministerialen (wie Anm. 87), S. 288–289. Zur Frage der bürgerlichen Ministerialität, die durchaus gelegentlich existierte, aber keineswegs die Regel war, vgl. zusammenfassend ebd., S. 460–477, wo insbesondere für Konstanz gegen die Existenz bischöflicher Ministerialen in der Stadt argumentiert wird: »Es hat allen Anschein, als wäre der rechtliche Status eines Hochstiftsministerialen mit der Etablierung in der Bürgerstadt Konstanz unvereinbar gewesen« (Derschka, Die Ministerialen [wie Anm. 87], S. 475); anders mag dies für die Reichsministerialen in Konstanz ausgesehen haben, die vielleicht Bürger in Konstanz sein könnten. Zumindest aber konnten Konstanzer Bürger gleichzeitig auch ministeriale Ämter innehaben, ohne Ministerialen zu sein. Siehe auch Volker Rödel, Siegel und Wappen der Ministerialität und des Niederadels im Bereich der Pfalz, in: Der Herold 30, 1987, H. 4, S. 89–109.

90 Siehe Derschka, Die Ministerialen (wie Anm. 87), S. 289, Anm. 9. Heinrich von Homburg ist ferner als *miles* bezeugt.

91 Vgl. etwa Toni Diederich, Grundzüge des Siegelwesens im ausgehenden 13. Jahrhundert, in: Der Name der Freiheit 1288–1988, Aspekte Kölner Geschichte von Worringen bis heute, hg. v. Werner Schäfke, Köln 1988, S. 83–104.

Beitrag zeigen konnten, auch dann sehr lohnend sein,⁹² wenn im Endeffekt mehr Fragen offen bleiben als beantwortet werden können.

Bei dem zweifellos als echt einzustufenden »Judensau«-Typar des Bremer Bürgers und/oder Ministerialen Jakob Pil haben wir es jedenfalls mit einem für die Zeit neuen Ausdruck antijüdischen Ressentiments zu tun, auch wenn unklar bleibt, ob wir es als neuen Ausdruck der alten theologischen Judenfeindschaft sehen sollen oder als frühes Zeichen der im Spätmittelalter aufkommenden sozialen Judenfeindschaft. Auch eine Anspielung auf die Mehrdeutigkeit des Wortes SECRETVM können wir nicht ausschließen. Der Siegelstempel selbst lässt sich anhand vielfacher Argumente aus unterschiedlichen Untersuchungsmethoden auf die Zeit um 1240/50 – mit einem Unsicherheitsfaktor von maximal zwei Jahrzehnten – datieren. Damit gehört das Typar Jakob Pils wahrscheinlich zu den frühesten bekannten Bürgersiegeln und/oder Ministerialensiegeln des Reichsgebiets und wäre dann gleichzeitig das älteste noch erhaltene Typar eines Bürgers.⁹³ Darüber hinaus erscheint hier das Motiv der »Judensau« mindestens eineinhalb Jahrhunderte früher außerhalb von Kirchenräumen und -fassaden als bei den ältesten bisher bekannten Beispielen. Der Siegelführer war mit seiner Motivwahl also seiner Zeit deutlich voraus. Wie problematisch das Sujet als solches ist und wie kontrovers Bilder der »Judensau« und der Umgang mit ihnen noch heute gesehen werden, zeigen diverse Debatten der letzten Jahre.⁹⁴

1. S
st

Bre
sch
grei
und
hun
seit
wur
Priv
Mä
ung
han
(125
der
eins
See
küs
H
war
Har
auf
Sch
nah

1 E
n
2 V
ti
1
s
E
3 L
d
N

92 Vgl. Toni Diederich, Siegelstempel als Forschungsgegenstand. Zu einer neuen Publikation über eine der ältesten und größten Siegelstempelsammlungen Englands, in: *Herold-Jb. N. F.* 21, 2016, S. 301–307; ders., *Siegelkunde* (wie Anm. 7), S. 221–249.

93 Als frühesten Beleg für einen Bremer Bürger galt bisher das 1261 in einem Abdruck belegte Siegel Heinrich Doneldeys (vgl. Röpcke, *Die ältesten Bremer Bürgersiegel* [wie Anm. 48]).

94 Vgl. zuletzt Julius H. Schoeps, Vergiftetes Kulturerbe. Die Debatte um die Entfernung der Judensau-Skulpturen aus den Kirchen etwas weitergedacht, in: *ZRGG* 72,4, 2020, S. 390–411; Reinhard Hoeps, Bildersturm im Dom zu Köln? Vom Umgang mit der »Judensau« im Chorgestühl des Kölner Domes, in: *Der Kölner Dom und ›die Juden‹* (Kölner Domblatt. Sonderband), hg. v. Bernd Wacker und Rolf Lauer, Köln 2018, S. 249–256; zu aktuellen Debatten braucht man nur »Judensau« zusammen mit »Cadolzburg«, »Regensburg« und verschiedenen anderen einschlägigen Orten zu googeln.